Das Heiratsjahr.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(16. Fortsetzung.)

„Ruhig, Köter! Kusch dich, Cäsar! Liebe Eleonore — darf ich bitten Doktor Haarhaus, unser berühmter Afrikaforscher! Meine Frau, lieber Doktor! Eleonore, nimm doch den Cosy auf — das Tier ist ja aus Rand und Band! Graf Teupen, mein Schwiegervater, der Sie seit zwei Jahren aus der Ferne anschwärmt und Ihren Marsch durch Usawara von Station zu Station auf der Karte verfolgt hat! Benedikte, mein Töchterchen — Fräulein Palm — Miß Nelly Milton, Enkelkind vom Verlorenen Paradies! Mohrchen, es setzt was, wenn du nun nicht endlich still bist. Und da drüben meine beide Jungen! Und nun nehmen Sie Platz, mein lieber und verehrter Doktor Haarhaus, und trinken Sie erst einmal eine heiße Tasse Tee! Oder ist Ihnen Kaffee lieber? . . ."

„Herr Baron," begann Freese abermals, während in seinem Gesicht Röte und Blässe in schneller Folge wechselten „gestatten Sie mir, daß ich Ihnen zuvörderst eine dringliche Aufklärung gebe —"

Weiter kam er auch diesmal nicht. Graf Teupen hatte sich ihm genähert, schüttelte ihm die Hände und überflutete ihn mit einem langen, schönrednerisch geglätteten Strom von Komplimenten, während die hinter dem alten Herrn stehende Baronin nur darauf zu warten schien, auch ihrerseits das Wort ergreifen zu dürfen. Es war der schrecklichste Augenblick für Freese in dieser ganzen schreckensvollen Zeit. Man erstickte seine Abwehr durch Liebenswürdigkeit. Wenn er den Mund öffnen wollte, kam der Graf ihm bereits zuvor. Benedikte schenkte ihm Tee ein. Fräulein Trude Palm, entzückt, einen zweifellos berühmten Mann in ihrer unmittelbaren Nähe zu haben, fragte, ob er Toast, Butterbrot oder Sträußelkuchen wünsche — und Miß Milton präsentierte ihm die Zuckerdose. Insgeheim aber wunderten sich alle über ihn. Sie hatten sich den vielgenannten Afrikaner ganz, ganz anders vorgestellt.

Die beiden Jungen hatten die großen Hunde durch die weit offenstehende Verandatür in den Garten getrieben, wo die Köter sich mit wütendem Gekläff auf ein neues Opfer stürzten, das ihren Grimm erregte — und dieser Zwischenfall erlöste auch Freese aus der sich immer peinlicher gestaltenden Lage.

„Papa — ein Handwerksbursche!" schrie plötzlich Bernd und wies den großen Parkweg hinab, in dem ein breitschultriger Mensch sichtbar wurde, den man seinem Aeußern nach aus der Entfernung in der Tat für einen fechtenden Vaganten halten konnte. Sein grauer Anzug, dem ein geübtes Auge allerdings ansehen mußte, daß er in einer sehr eleganten Schneiderwerkstatt seinen Ursprung gefunden hatte, war unglaublich beschmutzt; die Beinkleider steckten in den Stiefelschäften und über den Rücken des, wie es schien, noch jungen Mannes hing ein nur in einem einzigen zusammengeknoteten Riemen befestigtes Felleisen. Das Gesicht war blaß, aber die Nase rot und geschwollen, und der Schnurrbart hing wirr und ungepflegt über den mürrisch verzogenen Mund. Ein gleichfalls arg beschmutzter, zerbeulter grauer Filzhut vervollständigte die wenig Vertrauen erweckende Erscheinung des Näherkommenden.

„Kann denn der Mensch nicht über den Wirtschaftshof gehen!" brummte Tübingen ärgerlich und trat in die Verandatür. „Hinten rum!" schrie er und wies auf den sich nach der Küchenseite abzweigenden Nebenweg.

Der Angerufene stutzte einen Augenblick, nieste sodann ein paarmal ziemlich geräuschvoll und setzte unbeirrt seinen Weg nach der Veranda fort.

„Sie da!" rief der Baron von neuem und fuchtelte mit dem rechten Arm in der Luft umher; „können Sie denn nicht hören?! . . . Sie sollen hinten herum gehen — über den Wirtschaftshof. Lassen Sie sich in der Küche etwas geben!"

Der Handwerksbursche stutzte abermals, nieste von neuem mit lufterschütternder Vehemenz und betrat sodann, ohne den ihm gewordenen Befehl zu berücksichtigen, die Verandatreppe, indem er dabei gleichzeitig seinen Hut lüftete.

Nun wurde Tübingen aber zornig. „Entschuldigen Sie mich, lieber Herr Doktor," wandte er sich an Freese zurück und stürmte hierauf mit rotem Kopfe dem Handwerksburschen entgegen.

„Na, da sagen Sie mir bloß, Mensch: sind Sie denn reinweg des Teibels?!" brüllte er den sichtlich Erschreckenden an. „Hinten 'rum, hab' ich ihnen ein paarmal zugerufen — das heißt da herum — da geht's nach der Küche, haben Sie keine Ohren?!"

Merkwürdigerweise schüttelte der arme Teufel heftig den Kopf und nieste hierauf wieder, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Er mußte einen derben Schnupfen haben. Sodann machte er den Mund auf, um seine Entgegnung an den Mann zu bringen, aber er brachte nur unheimlich krächzende Gutturaltöne hervor. Er mußte auch einen derben Katarrh haben.

Tübingen wurde ein wenig milder.

„Sie sind ja ganz heiser, Mensch," meinte er und suchte in seiner Westentasche nach einem Groschen Kleingeld; „Sie haben wohl im Freien übernachtet? Lassen Sie sich von der Köchin einen derben Kamillentee kochen! Eleonore, laß dem Mann einen Kamillentee kochen! Der Mann muß schwitzen! Gehen Sie in den Krug und bleiben Sie tagsüber im Bette! Sie können sich ja die Schwindsucht holen! Sagen Sie nur im Kruge, ich hätte Sie hingeschickt und würde für Sie bezahlen — und hier — Eleonore, gib mir 'mal eine Mark — — da haben Sie noch eine Mark extra! . . . So — aber nun pascholl! . . ."

Die Antwort des andern bestand aus einer förmlichen Niessalve. Das Geldstück nahm er nicht, sondern wies nur mit stummer Gebärde auf seinen Hals. Ein paar weitere unverständliche Gesten folgten.

Tübingens gutmütiges Gesicht rötete sich noch lebhafter.

„Na, da hört doch alles auf!" schrie er. „Ich weiß ja, daß Sie heiser sind! Soll ich Sie vielleicht in Watte wickeln lassen?! Und die Mark wollen Sie auch nicht?! Sind Sie denn —"

Er brach ab, da sich in diesem Augenblick die Szene hochgradig dramatisch zuzuspitzen begann. Freese war bis jetzt durch die schier unerschöpfliche Liebenswürdigkeit des alten Teupen gewissermaßen auf seinem Stuhl festgenagelt worden und hatte nur flehende Blicke hinaus auf die Veranda geworfen, wo Tübingen den Handwerksburschen abfertigte. Einer dieser Blicke streifte auch den Handwerksburschen selbst — — und plötzlich schnellte Freese mit aufleuchtenden Augen empor und stürzte zum Entsetzen des kleinen, aus sanftem Halbschlummer jäh auffahrenden Cosy raschen Schritts auf die Veranda.

„Da ist ja mein Tornister!" rief er. „Wie kommen Sie denn zu meinem Tornister?! . . ." Und er nahm dem sich durchaus nicht wehrenden, sondern nur stürmisch niesenden Handwerksburschen den Ranzen von der Schulter. In der Verandatür drängten sich die Insassen des Gartensalons; unsägliches Erstaunen malte sich auf allen Gesichtern. Aber Freese hatte endlich sein Alexanderschwert gefunden; mit einem gewaltigen Schlage wollte er den gordischen Knoten zerhauen — unbekümmert um die Folgen . . . Er ließ sein Felleisen auf die Erde fallen und wandte sich an den völlig verstörten Tübingen. „Jetzt muß es heraus, Herr Baron," fuhr er tief Atem schöpfend fort; „es muß heraus! Ich bitte untertänigst, unterbrechen Sie mich nur fünf Minuten lang nicht! Ich wollte mir bereits erlauben, dem Grafen meine Angelegenheit klar zu machen, aber der Herr Graf hatten die Gnade, mich auch nicht zu Worte kommen zu lassen — — nun halte ich es aber nicht länger aus! . . . Herr Baron, es hat eine ungeheuerliche Konfusion gegeben, indes möchte ich vorweg mir ganz gehorsamst zu bemerken erlauben, daß ich für mein Teil nicht schuld an diesem gräßlichen Wirrsal bin . . . Um es kurz zu machen, Herr Baron: ich bin gar nicht der, für den Sie mich halten, ich bin nie in Afrika gewesen, bin auch kein Doktor, obwohl mich die Leute gewöhnlich so nennen . . . ich muß sehr um Verzeihung bitten, aber ich kann nichts dafür: ich bin der neue Hauslehrer, Herr Baron! . . ."

Man konnte bedauern, daß kein Momentphotograph in diesem Augenblick die Gruppe der Umstehenden in ihrem verschiedenartigen Gesichtsausdruck für die Nachwelt festhielt. Freese schien sein Bekenntnis vollständig erschöpft zu haben; in schroffem Gegensatz zu seiner Apathie stand dagegen das Benehmen des Handwerksburschen. Dieser junge Mann wurde plötzlich lebendig, gestikulierte aufgeregt und begann eine Reihe unartikulierter Laute hervorzustoßen, nieste auch zwischendurch häufig, was ihn besonders zu ärgern schien, denn er verzog das Gesicht, furchte Stirn und Brauen und stampfte schließlich wütend mit dem Fuße auf. Tübingen wußte gar nicht, was er denken und sagen sollte, sondern schüttelte nur fortwährend den Kopf, während es über das Diplomatengesicht des alten Teupen wie brennende Neugierde zuckte. Neben dem Grafen standen die Baronin, Benedikte, Trudchen, Nelly und die Zwillinge — alle sechs mit großen verwunderten Augen — und hinten an der Verandawand hatte Riedecke Aufstellung genommen, dem förmlich die Knie schlotterten. Ihm kam die ganze Geschichte höchst unheimlich vor — fast wie eine Verschwörung. Er sah blaß aus.

Tübingen erholte sich zuerst von seiner Verwunderung, steckte das Markstück, das er noch immer zwischen den Fingern hielt, in die Tasche und wandte sich dann an den Kandidaten.

„Erlauben Sie 'mal," sagte er, „das ist ja —i, du Donnerwetter, das ist ja eine tolle Geschichte! Wie sind Sie denn eigentlich hierher gekommen?"

Diese Frage war wiederum sehr fatal für Freese. Da er aber bei der Wahrheit bleiben wollte, so erwiderte er: „Das weiß ich eben auch nicht, Herr Baron!"

Erneutes allgemeines Kopfschütteln. Tübingen wollte abermals heftig werden.

„So etwas lebt nicht!" ruft er. „Sie müssen doch wissen, wie Sie hierher gekommen sind, lieber Herr?! Ich habe mir eingebildet, Sie wären der Doktor Haarhaus, weil ich geglaubt habe, mein Sohn Max hätte Sie gestern abend mitgebracht!"

„Aber Herr Baron," antwortete Freese verzweiflungsvoll, „ich kenne ja doch Ihren Herrn Sohn Max gar nicht!"

Tübingen kribbelte es in den Fingerspitzen vor Nervosität.

„Riedecke!" schrie er. „Komm einmal her, Riedecke! Riedecke, ist dieser Herr hier gestern abend mit meinem Sohn auf unserm kleinen Jagdwagen angekommen oder nicht?!"

„Jawohl, Herr Baron," erwiderte Riedecke; „Stupps und ich haben ihn abgeladen."

„Na also!" sagte Tübingen; „was beireiten Sie denn das, lieber Herr?! Da müssen Sie Max doch auch kennen! Wo hat er Sie denn auf den Wagen genommen?!"

Dem Kandidaten war zum Weinen zu Mute. Allmächtiger, wie fürchterlich betrunken mußte er gewesen sein! Vielleicht hatte dieser Baron ihn irgendwo im Walde schlafend gefunden und aufgelesen! . . . Es war ja gar nicht anders denkbar! —

Nun mischte sich auch Graf Teupen in das Inquisitorium.

„Wir müssen logisch vorgehen, Eberhard," meinte er wohlwollend. „Die Sache ist höchst interessant. In Smyrna hatte ich einmal einen ähnlichen Fall — mit zwei Khawassen. Also logisch, doch auch chronologisch . . . Werter Herr, Sie sagen, Sie wären entschieden nicht der Herr Doktor Haarhaus?"

„Nein," entgegnete Freese, während der Handwerksbursche auch etwas sagen zu wollen schien, jedoch nicht dazu kam — zunächst weil er ein halbes Dutzend Mal niesen mußte, und des weiteren, weil Graf Teupen mit wehrender Handbewegung zu ihm bemerkte: „Sie schweigen, mein Lieber; Wir werden später eine eingehendere Fragestellung an Sie richten, denn mit Ihnen scheint auch nicht alles in Ordnung zu sein . . ." Und dann wandte er sich an Freese zurück: „Beweisen Sie ihre Verneinung, mein Herr!"

Freese machte zunächst ein etwas verblüfftes Gesicht und erwiderte sodann: „Aber der Herr Graf werden gehorsamst verzeihen: ich muß doch wissen wer ich bin!"

„Das scheint mir eben noch sehr die Frage," sagte Graf Teupen, und Tübingen fiel ungeduldig ein: „Halten wir also die Sache nicht auf! Sie sind also Herr Reinbold?"

„Freese, Herr Baron. Mein Name ist Freese —"

„Da siehst du es ja," flüsterte Teupen seinem Schwiegersohn in das Ohr. „Der Mensch ist geistesgestört. Sei vorsichtig!"

„In Ihren Briefen haben Sie sich jedenfalls Reinbold genannt," nahm Tübingen, stark mißtrauisch geworden, wieder das Wort; „und Reinbold stand auch in den empfehlenden Dokumenten, die Sie mir einsandten. Ich habe ja doch die Papiere noch oben!"

(Fortsetzung folgt.)

Mancher hält sich für ein Original und ist nur Sonderling.

— Moderne. Sie: „Aber Mann, bist Du endlich fertig? Du denkst wohl, ich will in dem 300-Mark Kostüm, das Du mir gekauft hast, in Hause versauern!" Er: „Einen Augenblick, liebes Weibchen! Ich will mir nur noch die Fransen von den Hosen schneiden!"

— Auf dem Krankenbette. „Nicht wahr, Rosa, wenn ich sterb', heirathest Du den Herrn Müller?" „Warum grad' den?" „Den Menschen hab' ich nämlich nie leiden können!"

— Verstanden. Wachtmeister (zum Rekruten, der einen Tag zu spät vom Urlaub zurückkommt): „Na, ist das Schwein endlich da?" — „Zu Befehl, Herr Wachtmeister, ich habe den Schinken bereits in der Küche abgegeben!"

Das — mit dem „blinden Passagier".

Novelle von Hans Böttcher.

Alwine, die Blumenverkäuferin im Kurhause des Nordseebades Soldorp, pflegte in Augenblicken der Aufregung immer etwas Auffallendes zu tun.

Diesmal drehte sie, während sie in Gedanken Pflicht und Vernunft gegeneinander wog, den obersten Westenknopf von Steuermann Lauken andauernd von links nach rechts, als habe sie mit dem verkörperten Wankelmut zu tun, dem sie das Genick abdrehen wolle. Und als es so weit gelang, als Lauken halb ungeduldig, halb verwundert dem davonrollenden Knopfe nachblickte — da endlich antwortete sie ihm leicht errötend, aber mit fester Stimme: „Nein, nein, Jahn; es geht nicht. Er kann noch zurückkommen, und dann — — du weißt doch."

„Aber es sind fast 7 Jahre, daß Henry fort ist," wandte Jahn traurig ein, „so lange bleibt keiner bei der Fremdenlegion. Sieh mal, Wine, daß ich Steuermann bin und er nur ein Matrose — das will nichts heißen, dazu will ich gar nichts sagen, aber Henry kann tot sein; er kann irgendwo in Australien leben — mit einer anderen. Hier meine Hand, Wine, ganz ohne Eifersucht gesprochen: — treu ist Henry dir nicht. In der ganzen Welt gibt es Briefpapier und — —"

Alwine drehte sich unwillig um und sagte unterbrechend: „Nein, ich will so etwas nicht hören. Du hast ihn nicht gekannt. Der schreibt nicht, hat nicht geschrieben und wird nicht schreiben. Es wird ihm schlecht gehen bei den Franzosen. Tom Hansen hat mir erzählt, wie's dort zugeht. Und Henry wird zu stolz sein, das zu schreiben. — Er kann auch tot sein, ja — — aber wenn er noch lebt, dann ist er mir treu geblieben, wie ich ihm treu geblieben bin."

„Und wenn er nun tot ist und du erfährst es nicht? — Ertrunken, in Afrika ermordet, verunglückt? Willst du ewig warten? Wine, willst du einmal ganz einsam sterben?"

Alwine schwieg. Sie war ans Fenster getreten und fischte mit ihrem Haarkamm Ameiseneier aus dem Goldfischglas, ohne zu wissen, was sie tat.

Der Steuermann fühlte, daß er Boden gewonnen. Eindringlicher und zärtlicher fuhr er mit der weichen Stimme eines Menschen, der keine Hintergedanken hegt, fort: „Bin ich dir nicht auch treu gewesen? Habe ich nicht in vier Jahren viermal bei dir angefragt, mich immer wieder vertrösten lassen, und bin doch immer wieder gekommen? In ein paar Tagen gehen wir wieder in See. Wine — Winchen — laß uns heiraten. Du wirst es gut bei Steuermann Lauken haben, vielleicht auch bald bei Kapitän Lauken."

Und er küßte sie sacht auf die Schulter und löschte sich vorher mit dem Handrücken den Mund ab, als könne da noch etwas von vielen ausländischen Seemannsküssen hängen geblieben sein. Sie aber bemühte sich vergeblich, ihre Tränen zurückzuhalten, und als sie auf einmal in dicken Perlen unaufhörlich über die roten, vollen Backen rannen, da gab sie ihm eine derbe Hand und sagte: „Nur noch eine Reise, bitte, Jahn, und wenn du dann zurückkommst und keine Nachricht von Henry da ist, dann" — — —

„Pfuich! — Das war so einer von Alwinens treuherzigen Küssen gewesen, die wie ein Siegel waren, dem nichts hinzuzusetzen ist. —

Jahn begab sich, innerlich heiter, äußerlich mit der erkünstelten Würde des Siegesgewissen, an Bord der „Florida".

Ein paar Tage später ging der Dampfer auf „wilde Fahrt" in See. Liverpool — Venedig — Odessa — Nikolajew. —

Als Monate vergangen, da lag das Schiff im Hafen von Algier, um Kohlen einzunehmen und dann die Heimfahrt über Hamburg anzutreten.

Steuermann Lauken stand auf dem Hinterdeck. Lächelnd sah er den arabischen Arbeitern zu, wie sie auf den schmalen, von einer Kohlenschute zum Dampfer führenden Laufbrettern hin und her trippelten und — je zwei Mann mit einem kleinen Korbe — unter monotonen Gesängen die Kohlen an Bord trugen.

Da lief ein weißer Mann, rothaarig, recht ärmlich gekleidet und mit zerrissenen Segeltuchschuhen an den Füßen, über den Steg. Er sprach einen Moment mit dem Posten und schritt dann dessen Fingerzeige folgend, auf Lauken zu.

„Steuermann," begann er, seine englische Mütze ziehend, „ich möchte mich gern nach Deutschland 'rüber arbeiten. Ich habe lange als Matrose gefahren und verstehe meine Arbeit. Ich habe kein Geld mehr."

„Tut mir leid," antwortete Lauken und musterte den langgewachsenen Menschen scharf, „die Besatzung des Schiffes zählt 25 Mann. Die sind vollzählig. Mehr darf ich nicht annehmen."

Der andere sah einen Augenblick zu Boden und sagte dann: „Es ist keine Arbeit hier an Land zu finden. Auch der deutsche Konsul hat mich abgewiesen."

Lauken zuckte mit den Achseln. Der Matrose bat beharrlich: „Vielleicht reden Sie mit dem Kapitän?"

Das war unvorsichtig gesprochen. Der Steuermann, der von dem kränklichen Kapitän unbeschränkte Vollmacht erhalten, entgegnete ein wenig gekränkt: „Der kann Ihnen auch nicht helfen. Das Schiff darf 25 Mann Besatzung, nicht einen Mann mehr, mitnehmen, nicht einmal zahlende Passagiere."

Da der Fremde schwieg, fragte Lauken: „Wo sind Sie zu Hause?"

„In Soldorp an der Nordsee."

Es überlief Lauken kalt. Minuten dauerte es, bis er Worte fand, und diese klangen unsicher, fast zitternd. „Wie kommen Sie denn hierher?"

„Ich bin von der Fremdenlegion desertiert. Nehmen Sie mich doch mit, Steuermann!"

Freimütig, männlich war das gesagt. Etwas wie Stolz lag dahinter, was Lauken Achtung einflößte. Er antwortete mit mehr Wärme als zuvor: „Ich würde Sie gerne mitnehmen, aber ich habe keine Erlaubnis dazu, und ich habe noch immer getan, was ich dem Kapitän und der Reederei schuldig bin."

Der Steuermann hatte wahr gesprochen, und was ihm an Gedanken durch den Kopf gegangen, war sehr edel gewesen. Er hätte eine tiefe, schöne Freude darin gefunden, den Matrosen seiner Braut zurückzubringen, gerade weil er in ihm den Nebenbuhler erkannt. Nur das reine, ehrliche Denken Laukens war es, das gleich bereit war, eine Liebe zu opfern, noch ehe er erwog, daß er eine doppelt wertvolle Freundschaft dafür eintauschen würde.

Aber es war ja unmöglich. Die Reederei erlaubte es nicht. Der strenge, in seiner Krankheit leicht reizbare Kpitän hätte es niemals zugegeben.

Lauken handelte pflichtgemäß.

Doch als Henry mit trotzigem Schweigen seine Mütze aufsetzte und dann in aufrechter Haltung, festen Schrittes von Bord ging, da fühlte der Steuermann, wie weh ihm das tat. Gern hätte er den Deserteur zurückgerufen. Als er es wirklich wollte, war es zu spät.

Lauken suchte die Arbeit auf. Er beaufsichtigte gewissenhaft seine Untergebenen, er schrieb und besorgte allerlei, noch fleißiger als sonst, um peinigende Gedanken zu betäuben.

Am nächsten Morgen um drei Uhr lief der Dampfer aus. Als er die hohe See erreicht, wurde die Steuerbordwache zu Bett oder, wie es seemännisch heißt, zur Koje geschickt, während die Leute von Backbord Befehl erhielten, das Oberdeck vom Kohlenstaub zu reinigen.

Steuermann Lauken, der keinen Dienst hatte, konnte nicht Schlaf finden. Er wanderte, von wilden Gedanken bewegt, durch alle Schiffsräume.

Henry lebte. Henry war ein treuer Mensch. Henry war in Not und sehnte sich heim. Er, Lauken, sein Nebenbuhler, hatte ihm den Weg abgeschnitten, und er, Lauken, hatte doch seine Pflicht getan.

Das beschäftigte, quälte und tröstete ihn rastlos. Er lief durch den Ladungsraum, wo man in Odessa Säcke mit Getreide aufgestapelt. Er irrte durch das Zwischendeck. Er kletterte hinab in den Kohlenbunker, und dort, in dem schwachen Licht, das von oben hineinströmte, sah er etwas, was ihn starr und erschüttert stehen bleiben ließ, als habe er eine gespenstige Erscheinung vor sich. Aus dem hohen Haufen schwarzen Gesteins ragte ein Kopf hervor, ein Kopf mit roten Haaren, mit drohenden, verzweifelten Augen.

Lauken erkannte was das war, und er wußte, was er zu tun hatte, aber sein stärkstes Mitleid siegte über sein stärkstes Pflichtgefühl."

Einige Minuten lang herrschte spannende Stille da unten. Darauf sah Lauken über den Kopf hinweg in die Finsternis des Hintergrundes hinein, dann in die Höhe ringsumher an den Schiffswänden entlang, als suche er etwas. Endlich stieg er mechanisch an Deck und schloß sich in sein Zimmer ein.

Seitdem verließ der Steuermann während der Freizeit nicht mehr seine Kabine. Hatte er Dienst, so blieb er meist auf dem Hinterdeck und mied ängstlich die unteren Räume. Alle wunderten sich darüber, daß er auf einmal so ernst und verdrossen dreinschaute. Niemand ahnte, daß er zum ersten Male eine Pflicht als Steuermann und Stellvertreter des Kapitäns unterlassen, denn noch wußte niemand von dem blinden Passagier, von dem Steuermann Lauken wußte.

* * *

Die spanische See ist ein böses Wasser.

— Die Notiz über die „Florida", die durch alle Zeitungen lief, kam auch der Blumenverkäuferin im Kursaal zu Soldorp zu Gesicht. Es hieß da wörtlich:

„Der deutsche Dampfer „Florida" kollidierte während eines Orkans mit der englischen Bark „Springburn" auf der Höhe von Cadz. Der Dampfer sank sofort. Die aus 25 Mann bestehende Besatzung wurde von den Matrosen der „Springburn" gerettet.

* * *

Einige Jahre waren seit dem Untergang der „Florida" verstrichen, und gewiß hatte keiner der Fünfundzwanzig das Ereignis vergessen. Einer solchen Katastrophe gedenkt man zeitlebens, wenn man mit dabei gewesen, da die Würfel auf Tod oder Leben rollten.

Für Lauken bedeutete es noch mehr. Ihm war das Haar seitdem ergraut, und er hatte das Lachen verlernt. Nun, da seine Wünsche in Erfüllung gegangen, da Alwine sein Weib geworden und er sie als Kapitän eines Bremer Dampfers auf weiten Reisen nach England, Spanien, ja nach Brasilien mit sich nahm, nun war er ernst, wortkarg und gleichgültig gegen alles geworden, was er sah und hörte. Und auch sie war nicht anders, die früher so lebhafte, heitere Wine.

Sie waren gut zu einander, wie vielleicht einsichtsvolle Gefangene zueinander sind, aber etwas Unausgesprochenes, Trauriges bedrückte beide, was sie nicht gemeinsam trugen.

Das — mit dem „blinden Passagier" konnte er nicht verwinden. War es nicht so, als habe er ihn gemordet? Der Braut den Bräutigam gemordet?

Hätte er nur ein Wort gesprochen damals auf dem englischen Schiff, als sie alle jubelten und bejubelt wurden, die Geretteten. Hätte er damals gerufen: Es fehlt noch einer! Im Bunker bei den Kohlen oder im Kornraum ist einer eingeschlossen! — dann wäre es rein geblieben.

An Rettung war da ja nicht mehr zu denken, aber er hätte sich freigemacht von der Qual dieses Geheimnisses.

Und Wine? Hätte er zu ihr gesagt: Dein Henry ertrank. Es war nicht meine Schuld. Er hatte sich im Schiff versteckt — wie frei mußte ihm jetzt zumute sein. Aber er hatte geschwiegen, auch später, wenn sie manchmal sich seufzend gewünscht, nur zu wissen, ob er noch am Leben sei. Er, an dessen Treue sie noch immer glaubte.

Lauken tastete mitunter nach Entschuldigungen. Was hätte es genutzt, die Wahrheit zu sagen? Schmerz mußte es ihr bereiten und dem, der ihr die Botschaft brachte. Konnte er damals vor sie hintreten, um zu sagen: Henry ist tot, heirate mich!? —

Nein, es gelang nicht, sich rein zu waschen. Es blieb nicht nur Feigheit, sondern ein erbärmlicher Betrug.

Nun hatte er doch nichts von ihr, und sie wohl auch nichts von ihm. Sie achteten und schonten einander, aber sie hatten sich wenig zu sagen. Sie küßten sich mitunter und fühlten dabei, daß es geschah, weil es Brauch war. Sie saßen manchmal Hand in Hand an Deck, um über das Meer zu schauen, und vergaßen dabei einander im tiefen Sinnen. Und doch dachten beide dann an den gleichen Mann. —

Da traf einmal die gefürchtete Order ein. Das Schiff fuhr von Cardiff nach Algier.

Lauken war ein kranker Mann geworden. Wine pflegte ihn unermüdlich und ohne zu klagen. Er verbarg die Unruhe, die ihn quälte, so gut er konnte, aber sie nahm zu, je weiter sie nach Süden gelangten, und als bei St. Vincent der Kurs geändert wurde, da war sie zum heißen Fieber geworden. Er kämpfte dagegen mit aller Macht, er wollte sich nicht niederlegen. —

Es kam eine sternlichte Nacht, da die See ganz ruhig geworden. Von Backbord aus sah man ein Licht am Horizont aufblinken. Das war das Feuer von Faro.

Die Matrosen und der Feuermann waren vorn mit dem Takelwerk beschäftigt. Kapitän Lauken stand mit seiner Frau an Deck. Sie hatten sich über die Reling gelehnt und lauten ins Wasser. Es war nichts Ungewöhnliches, daß sie so fast eine Stunde schweigen beisammen verharrten.

Endlich begann Lauken, ohne den Kopf zu erheben: „Alwine, nicht wahr, du kannst Henry nicht vergessen?"

Die Frau schrak zusammen. Es war das erste Mal in ihrer Ehe, daß Jahn diesen Namen von selbst aussprach. Was bedeutete es?

„Aber Jahn —" stieß sie nur hervor und bemerkte auf einmal, wie verstört er aussah. „Jahn, was ist dir?"

Er gab keine Antwort. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Ihr Busen hob und senkte sich schnell. Sie drehte erregt ihren Trauring in der Hand, den sie unbewußt vom Finger gestreift.

Da wandte sich der Kapitän um, griff nach dem Ring und warf ihn in weitem Bogen über Bord.

„Dort — unten — liegt — Henry!" sagte er mit einer veränderten, ganz leisen, gramerfüllten Stimme.

Und als sie sich weinend an seine Brust schmiegte, so vertrauend wie nie zuvor, da erzählte er ihr, ganz langsam und mild, was niemand außer ihm wußte — das — mit dem „blinden Passagier".

Das Feuer von Faro war längst außer Sicht. Das Schiff mußte ungefähr auf der Höhe von Cadz sein.

Sicherheits-Gasolintank.

Leck und Explosion sollen hier völlig ausgeschlossen sein.

Vor kurzem wurde mitgeteilt, daß das Helium, dieser wunderbare, in vorliegender Hinsicht noch gar nicht lange bekannte Stoff, das geeignetste Gas für Flugzeuge sei, weil es sich nie entzünden und daher auch nicht explodieren könne. Nachher tauchten Zweifel auf — zwar nicht an der Qualität selbst, wohl aber daran, ob das Helium stets in genügenden Mengen auftreibbar sein würde, für Friedens- und für Kriegsbedürfnisse.

Die Erörterung dieser Frage dauert noch immer fort; mittlerweile aber hört man von einer neuen Art Behälter für Gasolin, welcher das Explodieren dieses sonst so hochgefährlichen Stoffes und auch das bloße Leckwerden des Behälters unter allen Umständen verhindern soll, auch unter der stärksten feindlichen Angriffen oder unter der höchsten Ungunst der natürlichen Verhältnisse. Ein solcher Behälter mit derartiger Füllung wird besonders für militärische und sonstige Aeroplane empfohlen. Die Zeitschrift „Scientific American" verbürgt sich für die Erfindung, welche ursprünglich von dem Maschinentechniker F. Weinberg gemacht und vom Amt für Normen in Washington weiter vervollkommnet wurde, und bezeichnet dieselbe als eines der zeitweilig dem Publikum vorenthaltenen Geheimnisse des verflossenen Weltkrieges, wie solche jetzt eines nach dem anderen der Oeffentlichkeit übergeben werden.

An und für sich unterscheidet sich der Behälter nicht viel von einem gewöhnlichen Gasolin-„Tank" für Flugzeug. Er ist aus Nickel, mit zwei Röhrenverbindungen und der Füller-Kappe. Eine der Röhren befördert das Gasolin nach dem „Carburetor"; die andere, durch die Schnelligkeit des Aeroplans betrieben, erzeugt mittels Hervorrufung eines Luft-Saugstromes einen großenteils luftleeren Raum über dem Gasolin.

Diese teilweise Luftleere wird als genügend erklärt, um zu verhindern, daß die Flüssigkeit durch irgend ein Loch fließt, welches durch eine Kugel in den Behälter geschossen werden mag. Der „Tank" ist mit Kautschuk bedeckt, welches bewirken soll, daß jedes entstehende Loch von selbst verstopft wird. Ja es heißt, selbst wenn der ganze Behalter in ein Sieb verwandelt werden sollte, so würde durch diese doppelte Vorkehrung so gut wie keine Gefahr eines Leawerdens entstehen. Um eine Explosion zu verursachen, müßte es zu einer verbrennbaren Mischung der Luft mit dem Brennstoff kommen. Aber beim vorliegenden Apparat wird dies in keinem Fall erwartet, da eine unter der Flüssigkeit einschlagende Kugel erstickt würde, und eine über dem Fluidum eindringende Kugel nicht Luft genug für eine Entzündung finden dürfte.

Ratsapotheke.

Bei den vielen Plänen, die jetzt für die Umgestaltung des wirtschaftlichen Lebens im Deutschen Reich gemacht werden, spielt auch die Verstaatlichung oder Verstädtlichung der Apotheke eine Rolle. Damit würde die Apotheke wieder auf ihren eigentlichen historischen Untergrund gestellt werden, wie aus einem interessanten Aufsatz hervorgeht, den die Pharmazeutische Zentralstelle über die Apothekerkunst im Altertum und im Mittelalter veröffentlicht. Denn oft führen ja heute noch die Apotheken die Bezeichnung als Ratsapotheken, was darauf schließen läßt, daß sie ursprünglich Eigentum der Stadt waren und unter der Verwaltung des Rates standen. Die Apotheke hat sich aus dem Dragengeschäft entwickelt und im Jahre 1264 ist bereits in Konstanz ein Ratsherr und Magister Bern-Hereus Apothekarius urkundlich nachweisbar. Im Jahre 1343 errichtete der Rat der freien Reichsstadt Frankfurt am Main eine Niederlage zum Verkauf und zur Bereitung von Arzneimitteln und benannte sie als „des Hochedlen Rates Apotheke". Ebenso wurde zwischen 1381—1651 in Nürnberg die Apotheke auf Stadtrechnung betrieben und die Apotheker von der Stadt besoldet, und selbst als diese Besoldung wegfiel, verblieb die Apotheke unter der Aufsicht des Rates. Sowohl Apotheker wie Aerzte gehörten in Nürnberg, wie aus einer Nürnberger Chronik hervorgeht, zum Patriziat. Es war durchaus üblich, daß sowohl Aerzte wie Apotheker sich entweder an einen Fürsten oder an eine Stadt verdingten.